

Karl Otto Hondrich

Geteilte Gefühle

Dem Rationalismus erscheint der Rausch der Masse als besondere Gefahr. Solche Gefühle drohen zunichte zu machen, was die Vernunft aufgebaut hat. Doch unser Dasein, sogar unsere so hochgeschätzte Individualität beruht auf Gefühlen, die wir miteinander teilen. Fußball ist unser Leben. Aus gegebenem Anlaß: eine Rückschau in die Zukunft.

Seit es in der Geschichte Europas das Lob des Geistes, der Aufklärung, der Rationalität gibt, gibt es die Angst vor Gefühlen. In ihrer Spontaneität und Unvernunft drohen sie alles zuzuwuchern und zunichte zu machen, was die Vernunft aufgebaut hat. Massenhaft geteilte Gefühle werden als eine Art Dschungel angesehen, der immer wieder in Trümmer legt, was zivilisatorisch errungen wurde.

Den schlagenden Beleg für diesen Argwohn scheint der Nationalsozialismus zu liefern. Er hat in der Tat den größten Trümmerhaufen moralischer Gefühle in der Neuzeit angerichtet. Er hat kollektive Gefühle ohnegleichen entfesselt und in Krieg, Verbrechen und Verderben geführt. Seither haben geteilte Gefühle, insbesondere nationale, in Deutschland den Status von Gespenstern: unwirklich, aber doch schrecklich. Die Neuordnung Europas und der Welt, darin waren sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts alle einig, sollte dagegen vom Verstand geleitet sein.

Dieses Selbstverständnis prägt uns bis heute. Dabei gehört zu den furchtbaren Hinterlassenschaften Hitlers, daß es ihm, während wir ihn verteufeln, gelungen ist, uns sein eigenes Bild des Nationalsozialismus einzupflanzen: als einer nationalen, spontanen Bewegung. Doch Hitlers perverse Zwecke, Rassenreinheit und Weltbeherrschung, waren Ausgeburt intellektueller Gestaltungs- und Vernichtungsphantasien. Von den moralischen Gefühlen des Volkes waren sie Lichtjahre entfernt. So weit entfernt und ihnen entgegengesetzt, daß gewaltige Täuschungs-, Verheimlichungs-, und Einschüchterungs-Organisationen die Kluft zwischen den Phantasien der Nazi-Eliten und der schlichten Moral des Volkes verdecken sollten. „Das Volk ist unser Trost“ steht über Konrad Löws Sammlung von Briefen und Aufzeichnungen jüdischer Deutscher zwischen 1933 und 1945, die sich von ihren nichtjüdischen Landsleuten eher unterstützt

und geschützt als angefeindet fühlten (Konrad Löw, Olzog-Verlag 2006). Bei allen nationalen Gefühlen, die der Nationalsozialismus erregte, benutzte und in Szene setzte, war er weniger emotional und national als vielmehr rational und imperial angelegt.

Auch die Zeit danach hob aber das Emotionale so wenig auf wie das Nationale. Im Gegenteil, unter der Oberfläche von rational konstruierten und oktroyierten Institutionen nistete, ja entfaltete sich trotz schwungvollen wirtschaftlichen Wiederaufbaus eine depressive Emotionalität und negative Nationalität von Schuld und Scham. Teils wurde sie verdrängt, teils „wider das Vergessen“ kultiviert und pädagogisiert. Die Rituale der Selbstreinigung, in denen die deutsche Schande beschworen und mit einem „Nie wieder!“ ausgetrieben werden sollte, riefen ungewollt wieder auf, was verschwinden sollte – denn jede Selbsterniedrigung enthält eine verkappte Selbsterhöhung.

Immer gab es in den vergangenen Jahrzehnten Versuche, sich daraus zu befreien. Ein Schlußstrich sollte gezogen, ein Ende der moralischen Erniedrigung, eine Rückkehr zur Normalität dekretiert werden. Die Versuche gipfelten und verliefen sich in hochemotionalen Auseinandersetzungen wie dem „Historikerstreit“ und der „Walser-Bubis-Debatte“. Die kollektiven Gefühle aber waren längst auf einem eigensinnigen, anderen Weg: politische und geschichtspolitische Absichten ignorierend, Rationalitäten unterlaufend, neue Gemeinschaften bildend und alte belebend, Nationalität aufhebend und zugleich unversehens neu begründend, wie es sich aus 1000 freudigen oder ernsten Anlässen, Aufgaben, Problemen und Lösungen, Erfolgen und Mißerfolgen von Tag zu Tag ergab. Die Fußballweltmeisterschaft war nur das vorläufig letzte und besonders prägnante Ereignis in einer Kette von vielen. Hier konnten sich die Gefühle zeigen: massenhaft, spielerisch-kämpferisch, zweckfrei, ausgerichtet auf die wichtigste Nebensache der Welt. Aber hinter jeder Nebensache steckt eine Hauptsache. Geteilte Gefühle selbst sind diese Hauptsache: der Stoff, aus dem das Zusammenleben gemacht ist.

Ohne die elementare Übereinstimmung geteilter Gefühle könnte keine Familie Geborgenheit bieten, kein Kind großgezogen, keine Arbeit verrichtet, kein Feind abgewehrt, keine Regierung legitimiert, keine Fremdherrschaft erkannt werden. Ohne geteilte Gefühle könnten wir keines unserer Probleme lösen. Geteilte Gefühle wachsen deshalb seit Jahrhunderten in den Rahmen, in denen sie gebraucht werden: als Familie, Freundschaft, Vereine, Unternehmen, Sprach- und Religionsgemeinschaften, Staatsvolk.

Diese Gefühls-Zugehörigkeiten ordnen die soziale Welt zu einem Geflecht von lokalen, nationalen, kulturellen Identitäten. Sie sind uns vertraut. Unvertraut ist uns ein relativ neues Problem: Wie kann zwischen 6,5 Milliarden Menschen unterschiedlicher Interessen, Nationen und Kulturen eine Übereinstimmung der Gefühle zustande kommen? Wie entsteht eine Weltgefühlsgemeinschaft, eine globale Identität?

Jede rational gesteuerte Beziehung erzeugt unwillkürlich und oft gegenläufig eine emotionale Beziehung. So auch in dem Rahmen, den wir heute den globalen nennen. Zusammengehalten wird er durch eine Reihe von rationalen Regelungen: Marktbeziehungen, Völkerrecht, Menschenrechte, Verträge, Androhung von Sanktionen, Vorsichten, Rücksichten...Was so, rational, alle verbinden sollte, schließt aber immer auch aus, wertet ab, ruft spontan-emotionale Gegenbewegung hervor, die untergründig schwelen oder in Gewalt ausbrechen. Verbindliche Normen des Rechts und der Moral erscheinen demgegenüber eher abstrakt, unsinnlich, ohnmächtig. Intuitiv gibt es das Bedürfnis nach einer stärkeren Macht, die die emotionalen Trennungen der Menschen auch emotional – und nicht nur rational – aufheben könnte. Fußball wächst in diese Funktion hinein, gerade weil sie ihm nicht zweckhaft (also rational) zugewiesen wurde. Er ist und bleibt ja, trotz allem, nur ein Spiel.

Er führt uns Zuschauern eine Welt der Körperlichkeit, der Kunstfertigkeit, der individuellen und der Gruppenleistungen, der Regeln, der Verstöße, auch der Gewalt und der Bestrafungen vor Augen – ganz wie im wirklichen Leben. Dem Spiel folgend und uns auf eine Seite schlagend, können wir dem Ernst des Lebens entkommen und ihn doch erkennen und genießen, weil Gefahren und Risiken spielerisch entschärft sind. Die Weltmeisterschaft symbolisierte so die Weite des Rahmens, in dem unser Beziehungsleben sich heute spannt; und sie verengte ihn zugleich zeitlich und räumlich auf die vier Wochen, in denen das Turnier stattfindet. Der Ort der Weltmeisterschaft wird dadurch zum Zentrum, zur Bühne und zum Bei-Spiel für die Welt. Deshalb reißen sich alle Fußball-Länder darum, die Weltmeisterschaft ausrichten zu dürfen. Sie werden zum Bittsteller bei einer Organisation, die das Ganze der Fußballwelt vorstellt: mit rund 220 Fußballnationen hat die FIFA mehr Mitglieder als die Vereinten Nationen – und zieht mehr Interessen und Gefühle auf sich.

Gibt es irgendein Ereignis, bei dem so viele Menschen zur gleichen Zeit das gleiche Ereignis miteinander sehen, hören, sich erregen, sich verstehen, sich darüber streiten können? Nicht einmal bei Großkatastrophen und bei politischen

Ausnahmeereignissen wie am 11. September 2001 scheinen so viele so dauerhaft ihre Gefühle zu teilen und mitzuteilen. Die Protagonisten des Fußballs geraten ins Schwärmen: die Begeisterung für den Fußball könne die Unterschiede zwischen Nationen, Kulturen, Rassen, Religionen vergessen machen. Das ist die halbe Wahrheit: Während die globale Gefühlsgemeinschaft entsteht, erneuern sich im gleichen Atemzug die kontinentalen, nationalen, lokalen Zugehörigkeiten. Denn anders als WM-Mannschaften konkurrieren kollektive Identitäten nicht nach dem K.-o.-System. Im Gegenteil: wo das Globale wächst, wächst das Nationale auch! Geteilte Gefühle oder kollektive Identitäten sind das Herzstück unseres Lebens in Gesellschaft. Aber kaum etwas ist von so viel Ignoranz, Irritationen und Irrtümern umstellt wie diese zentrale Realität.

Erster Irrtum: Es gäbe gar keine kollektive Identität. Wir seien Individuen und nichts sonst. Obwohl atemberaubend falsch, ist das weit verbreitet – was daran liegen mag, daß wir nach jedem Bad in der Masse in die verlässlicheren Halterungen von kleinen Gruppen und Institutionen zurückkehren. Aber auch dort erleben wir geteilte Gefühle. Bei Konflikten zwischen kollektiven Identitäten werden wir zwar auf individuelle Entscheidungen zurückverwiesen – aber auch diese bewegen sich zwischen einer Mannschaft und der anderen, zwischen einem Land und dem anderen. Auf eine schlichte Weise belehrt uns der Fußball auch bei dieser WM wieder: Spielerpersönlichkeiten und ihre Kabinettstückchen sind wunderbar. Aber den Ausschlag gibt der Mannschaftsgeist.

Zweiter Irrtum: Wir seien frei, eine kollektive Identifikation zu wählen. Auch daran ist etwas Wahres. Es gehört zu den überraschenden und genußvoll zitierten Einsichten dieser Weltmeisterschaft, daß der Zuschauer sich die Mannschaft aussucht, für die er zittert. Die Türken halten mit den Deutschen, und auch von fernen Fußballfreunden in Syrien wird dies berichtet. Deutsche Fans schlagen sich auf die Seite von Togo und Ghana – sofern die Afrikaner nicht gerade gegen Deutschland spielen. Es scheint, als ob die Identifikationen völlig beliebig seien. Aber es scheint nur so. Denn Wahl-Identifikationen folgen ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten. Auch wenn wir es uns nicht bewußt machen, gehorchen wir vorgeprägten Wertungen: für die Schwachen, Armen, Außenseiter, für die Besten, Schönsten, Bekanntesten ...

Daß wir unsere kollektive Identifikation wechseln, hat einen tieferen Sinn: So haben wir weiterhin teil an der Spannung und Gefühlsgemeinschaft des Wettbewerbs und des Feierns. Kollektive Identifikation hat die Funktion der Teilhabe. Das heißt aber auch, daß sie überflüssig wird, wenn das Fest vorbei ist. Wir gleiten dann wie von selbst zurück in die Zugehörigkeiten, die wir nicht selbst gewählt haben und die uns zugewachsen sind: in die Übereinstimmungen durch Sprache, Kultur, Staatsangehörigkeit, Interessen.

Der dritte Irrtum: Es gäbe unter diesen kollektiven Identitäten eine, die ein für allemal die wichtigste sei oder wichtiger werde, und andere, die unwichtiger werden. So schreibt der Philosoph Christoph Türck, daß die emotionale Anziehungskraft der Nation nachlasse und das Identifikationsbedürfnis auf die lokale Ebene absinke. Entsprechend sinke die Bedeutung der Nationalmannschaften, während die der lokalen Ligavereine mit ihrer internationalen Zusammensetzung steige. Das ist vor der Weltmeisterschaft geschrieben. Heute scheint es durch sie in Grund und Boden wiederlegt. Aber die Einsicht daraus ist eine andere: Nicht wir selbst, sondern Situationen und Probleme bewirken, daß die eine kollektive Identität wichtiger, die andere unwichtiger wird.

Nach dem Weltfest allerdings kommen die lokalen Zugehörigkeiten und Gegnerschaften – Frankfurt gegen Mainz, Mainz gegen Stuttgart – wieder zu ihrem Recht. Kollektive Identifikationen sind von Situationen und Gegebenheiten abhängig und immer nur über ihre Funktion zu verstehen, die jeweils relevante Gemeinschaft in ihrer Auseinandersetzung mit anderen zu stärken. So können, je nach Gegebenheit und Problemlage, einmal die Familie, ein andermal das Unternehmen, der Berufsstand, die Gemeinde, die Nation oder Europa zum Kristallisationspunkt von kollektiven Gefühlen werden.

Diese Einsicht kann allerdings zu einem vierten Irrtum führen: daß die multiplen Identifikationen alle gleich wichtig seien. Demnach könnte man globale und lokale Zugehörigkeit auf- und nationale Zugehörigkeit abwerten. Dies entspricht dem beliebten Bild vom Verblässen des Nationalen in einer globalen Welt. Das Gegenteil ist aber der Fall. Nicht etwa, weil nationale Zugehörigkeit als nicht gewählte und tief vertraute Herkunftsbindung „noch“ die stärkste Prägekraft hat (das auch); sondern weil sie gerade in einer international sich öffnenden, globalen Welt gebraucht wird – und zwar immer mehr! Eine Weltmeisterschaft ist Sinnbild einer Weltgesellschaft. Man kann sie sich

schlecht mit lokalen Mannschaften vorstellen. Ein feierlicher globaler Wettbewerb kann nur stattfinden, wenn Nationen gegeneinander antreten. Die Weltgefühle, die dabei stimuliert und genossen werden, setzen Nationsgefühle voraus und ziehen sie nach sich.

Und auch ein kontinentaler Patriotismus entsteht so. Zwar treten die fünf – wenn man will auch sechs oder mehr – Erdteile und Kulturkreise nicht direkt gegeneinander an. Aber jeder Kontinent enthält vorab eine Teilnehmer-Quote, damit wirklich alle Kontinente beim großen Fußballfest vertreten sind. In den Qualifikationsspielen zählen also nicht die global, sondern die kontinental besten Leistungen. Das reine Leistungsprinzip wird, im globalen Rahmen, zugunsten der Werte "Partizipation aller Kontinente" und "ausgleichende Gerechtigkeit für die Schwächeren" zurückgestellt. Die kontinentale Identifikation stellt sich dann wie von selbst ein. Als von den afrikanischen Mannschaften nur noch Ghana im Spiel war, fühlten alle: Hier geht es auch um das Ansehen und den Stolz Afrikas. Globale, kontinentale und nationale Gefühlsgemeinschaften entwickeln sich somit gleichzeitig, an ein und derselben Sache.

Der in der westlichen Welt, ganz besonders in Deutschland beliebteste Spezialirrtum ist der vom Verschwinden des Nationalstaats. Hierzulande glaubte man einer solchen Entwicklung gefühlsmäßig schon ein Stück voraus zu sein und war zunächst irritiert und besorgt über das massenhafte Auftauchen von Schwarzrotgold, dann erleichtert über die Leichtigkeit, mit der die nationalen Embleme besonders von jungen Leuten in Partylaune gehandhabt wurden. Schnell wurde die politisch korrekte Sprachregelung gefunden: Es handele sich nicht um nationale Gefühle (ganz schlimm!), sondern um patriotische (gut!).

Wohlan denn, der Weltverbesserung durch Begriffe sind keine Grenzen gesetzt. Konsequenterweise sollten wir von Patriotmannschaften sprechen.

Daß der Nationalstaat von innen durch den Zerfall des Gewaltmonopols, wie vielerorts in Afrika, und von außen, durch die Macht der globalen Konzerne, zerrieben werde, ist eine populäre Sicht der Dinge. Sie ist allerdings empirisch falsch, denn der Trend zu stabilen Nationalstaaten hat sich in den vergangenen Jahrzehnten weltweit verstärkt; und sie ist funktional unsinnig, denn gerade die globale Wirtschaft braucht, als ihr Gegenstück und ihre Basis, legitime Gewaltmonopole, die ihre Absatzmärkte und Produktionsstätten sichern. Mehr noch als in der Vergangenheit werden Nationalstaaten in Zukunft für das globale System eine tragende Rolle spielen. Eine globale Weltordnung

kann nämlich nicht durch Globalität an sich gemacht und gehalten werden, sondern benötigt eine verlässliche Binnengliederung, eine stabile Architektur der Komplexität.

Tragende Säulen darin sind einerseits die territorial unbegrenzten Funktionssysteme Wirtschaft, Wissenschaft, Religion, Familie, Sport und so weiter, andererseits die territorial begrenzten Nationalstaaten. Eine Alternative dazu ist nicht in Sicht. Das staatliche Element ist unabdingbar, um frei flottierende Gewalt in territorialen Gewaltmonopolen zu bannen. (Wo das nicht gelingt, wie im Afghanistan der Taliban und andern „gescheiterten Staaten“, entsteht eine Bedrohung, die über das Staatsgebiet hinausreicht.) Das nationale Element ist ebenso unentbehrlich. Von ihm bezieht der jeweilige Staat eine Übereinstimmung moralischer Gefühle und damit einen kulturellen Konsens, ohne den jede Gewaltkontrolle im Innern zerfallen und Herrschaft als Fremdherrschaft erlebt würde.

Die nationalen Gefühle, die sich bei der Weltmeisterschaft so spielerisch präsentieren, haben also einen ernsten Hintergrund: sie sind funktional notwendig für eine zukunftsweisende, auf Nationalstaaten gebaute Weltordnung. Die Weltmeisterschaft spiegelt im Spiel, was längst im Ernst gewachsen ist.

Mit dieser Einsicht läßt sich ein sechster Irrtum über kollektive Identitäten – sie seien bewußt herstellbar – klären. Geteilte Gefühle wachsen unwillkürlich. Und sie wachsen in den Rahmen, in denen Probleme gelöst werden. So hat sich der Nationalismus der Deutschen, obwohl öffentlich verpönt und für nicht existent erklärt, längst auf unzähligen Baustellen vor-gebildet, die sich selbst gar nicht als nationale verstehen, aber dennoch Problemlösungen im nationalen Rahmen ausprobieren: in den Sozialversicherungen, im Umweltschutz, in der Mitbestimmung, in der Asyl- und Integrationspolitik, in der Sprache und Rechtschreibreform, in der Bildungspolitik, im strittigen Verhältnis zu Amerika und natürlich in allen Fragen der Wiedervereinigung – um nur einiges zu nennen.

Ein letzter Irrtum: kollektive Identitäten bräuchten das Licht des Tages und der Bekräftigung durch große Werte. Im Gegenteil: Gemeinschaftsgefühle wachsen unauffällig. Durch besondere Betonung entwerten sie sich eher. Allerdings: bei Gelegenheit verlassen sie das Dunkel der Latenz und genießen es, sich zu zeigen. Die Weltmeisterschaft war eine solche Gelegenheit. Gemeinschaftlichkeit feierte sich selbst. Aber nicht nur das. Sie feierte auch die beiläufig-unerwartete und staunenswerte Aufhebung einer langen Verdrängung. Das Übermaß an Gemeinschaftsstaunen,

Gemeinschaftsrhetorik und Selbstlob, das sie dabei produzierte, führte allerdings in die Grenzzonen zum Unglaubwürdigen. Schon deshalb war es an der Zeit, daß das Fest zu Ende ging.

Kollektive Identitäten sind im Grunde unsichtbar. Je größer sie werden, desto unsichtbarer und unfäßbarer werden sie. Sie brauchen deshalb Symbole und Repräsentanten: „die Mannschaft“, um sie herum und weitere Kreise ziehend: „das Team der Betreuer“, „die Fans“. Große Gemeinschaften lassen sich gleichsam durch kleinere vertreten. Aber damit nicht genug, ihre höchste Repräsentanz finden kollektive Identitäten in ihrem Gegenstück, dem herausgehobenen Individuum.

Bei der Fußballweltmeisterschaft hatte diese Repräsentanz vor allem zwei Gesichter und zwei Namen: Klinsmann und Beckenbauer. Klinsmann steht für das neue, jugendlich nach vorn drängende, spielerische und gleichwohl hochleistungsorientierte Deutschland. Beckenbauer für das ebenfalls hochleistende, aufstiegs- und erfolgsgewöhnte und doch bescheiden-volksnah gebliebene fußballerische Establishment. Beide verkörpern sie einen Typus von Internationalität und weltoffenem Lernenwollen, der in der deutschen Tradition des Weltbürgertums seinen klassischen Vorläufer hat. Sowohl die unvergessene persönliche Spieleleganz Beckenbauers als auch der von Klinsmann kultivierte Teamgeist stehen für eine Schwerelosigkeit, die den nationalen Fußballstil quasi entdeutscht. Wenn wir uns mit Beckenbauer und Klinsmann identifizieren, bedienen wir nationale und transnationale Gemeinschaftsgefühle zugleich. Klinsmann, der sich mit seinem Reformeifer über die Beharrungskräfte der etablierten Fußballhierarchien hinweggesetzt hat, steht außerdem wie ein lebendiges Gleichnis und Vorbild für die Heroen, die an der politischen Front seit längerem gegen den „Reformstau“ anrennen.

Und Beckenbauer? Gemessen an der Aufmerksamkeit, die ihm geschenkt wurde, ist er wahrscheinlich der beschenkteste, angesehenste und zugehörigste Mensch der Welt. Und er dankt es ihr durch eine unglaublich gewinnende und pflichteifrige Freundlichkeit. Er ist die Verkörperung der Freundschaft, bei der "die Welt zu Gast" war. Da dieser Mensch – ob zufällig oder nicht – Deutscher ist, von aller Welt als Deutscher identifiziert und von daher auch mit Deutschland identifiziert wird, ist Deutschland über ihn, einen Fußballer, das am meisten gesehene, gehörte und beschenkte Land der Welt gewesen: zumindest im vierwöchigen Augenblick der Weltmeisterschaft. Dabei geht es weder um Deutschland noch um die Person

Beckenbauers. Es geht um eine Realität anderer Art: von Aufmerksamkeiten und Gefühlen, die über den nationalen Rahmen hinaus geteilt werden – wie weit genau, wissen wir nicht. Die Rede von „globalen Gefühlen“ wäre übertrieben, aber eine Tendenz in diese Richtung gibt es.

In einem individualistisch verblendeten Zeitalter ist die Wirklichkeit von kollektiven Phänomenen schwer zu begreifen. Alle Aufmerksamkeit richtet sich auf Individualitäten und Prominenzen. Über sie können wir gar nicht genug erfahren. Herausragend-schrullig dürfen sie sein, bescheiden-normal müssen sie sein. Ganz anders als wir anderen, und doch im Grunde genauso. Indem die Fußballprominenz die Aufmerksamkeit und die Gefühle von vielen an sich bindet, verbindet sie die vielen untereinander. Das ist ein Schöpfungsprozeß für Kollektivität. Wildfremde Menschen haben plötzlich ein gemeinsames Thema, sie teilen sich mit und erkennen: wir fühlen gleich. Ihre Verbundenheit hat nichts Metaphysisches, Mythisches. Sie ist schlicht nützlich, als Grundlage für gegenseitiges Vertrauen und gemeinsame Problemlösungen. Auch die Protagonisten des Fußballs verlieren ihren Mythos. Wir erkennen: Sie sind nichts anderes als Katalysatoren einer kollektiven Realität, die sich ihrer als Instrumente bedient, um sich selbst zu erschaffen.

Woher rührt diese Realität? Aus harter gesellschaftlicher Notwendigkeit: die in der modernen Welt sich entfaltenden und aufeinandertreffenden Individuen, Interessen und Kulturen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen - irgendwo. Viele Institutionen und ihre Repräsentanten arbeiten an dieser Aufgabe. Die Pop-Musik, die Politik, die Menschenrechte, die Caritas, die Religionen, ja auch die Kriege. Sie schaffen Gemeinschaften der Aggression und des Leides. Auch Begeisterung und Trauer um den Papst oder Prinzessin Diana reichen über die katholische Kirche und das Commonwealth hinaus. Sie stoßen aber früher an die Grenzen anderer Religionen, politischer Systeme und Kulturen als die Fußballbegeisterung.

Die Einmütigkeit und die Vorhersagbarkeit des Urteils, die sie hervorbringt, ist erstaunlich. Nach einem Spiel sagen alle dasselbe. Und sie sagen es immer wieder. So wie wir auch sonst in großem Glück oder großer Trauer immer wieder dasselbe sagen und hören wollen – um die Intensität unserer gemeinsamen Gefühle zugleich auszudrücken und loszuwerden. „Eines der besten Spiele, das wir gemacht, das wir gesehen haben“, sagten alle nach dem Halbfinalspiel Deutschland gegen Italien, das die Italiener mit 2 : 0 gewannen. Italiener und Deutsche sagen das gleiche – so drückt sich die Gemeinschaft

aus, die sich im und um den Kampf gebildet hat. Im nächsten Satz aber laufen die Urteile wieder auseinander: „Das Spiel war ausgeglichen, wir hätten es auch gewinnen können“, sagen die Deutschen; „wir haben das Spiel über weite Strecken dominiert, wir haben verdient gewonnen“, sagen die Italiener. Es ist eben im sozialen Leben dafür gesorgt, daß die Bäume der Gemeinschaftlichkeit nicht in den Himmel wachsen. Nach der Übereinstimmung über das schöne Spiel teilen sich die Gefühle wieder in italienische und in deutsche und kehren zur Vorliebe für das jeweils Vertrautere, Eigene zurück. Daß etwas scheinbar Triviales wie das Fußballspiel gleichwohl einen spontaneren und weiter gespannten Einklang der Gefühle schafft als die Mechanismen der Märkte, die Forderungen der Moral und tatsächliche Kriege, liegt wohl an der Analogie des Fußballspiels zu den elementaren Erfahrungen des sozialen Lebens, die in allen Kulturen die gleichen sind.

Vor 10 Jahren verfolgte der Ethnologe Karl-Heinz Kohl ein Fußballspiel zwischen den Dörfern Belogili und Waiglibang in einem abgelegenen Teil Indonesiens. Von katholischen Missionaren schon vor Jahrzehnten eingeführt, ist das Fußballspiel dort die populärste Sportart geworden. „Die Nacht vor dem Spiel verbringen die Spieler und ihr Trainer gemeinsam, von den Frauen getrennt. Während die Alten eine Reihe von Zeremonien vorbereiten, kreist die Schale mit dem Betel – aus dem jeder Teilnehmer sich bedient – das übliche Symbol der Eintracht. Zum Höhepunkt des Ritual-Zyklus wurde erneut ein Küken geschlachtet, mit dessen Blut man den Fußball bestrich... Auf einer Plattform hockend, empfing der Vorsteher des Clans die Spieler und ließ sich den Fußball reichen, den er neben ein Kriegsbeil legte und mit gekochtem Reis fütterte...“ Zum Spiel am nächsten Tag bestiegen Mannschaft und Zuschauer von Belogili mehrere Schiffe und setzten zum Dorf des Gegners an der anderen Seite der Bucht über.

„Die eigentliche Spielzeit war schon eine knappe Viertelstunde vorbei, als den Spielern von Waiglibang der Ausgleichstreffer gelang. Unsere Alten aber wollten sich das nicht gefallen lassen. Sie sammelten Steine auf und warfen sie auf den Schiedsrichter, der blutend zusammenbrach. Während die Männer von Belogili unter Führung ihrer Clan-Oberhäupter und Ältesten das Wettkampffeld stürmten, lieferten sich an dessen Rand die Mädchen beider Dörfer mit langen Bambusstangen Gefechte. Es wäre sicher noch zu mehr blutigen Opfern gekommen, hätte der einzige anwesende Dorfpolizist nicht zu seiner Maschinenpistole gegriffen und ein paar Salven über die Menge geschossen. Gemeinsam mit unseren Fußballspielern flohen wir zum Strand und

bestiegen unsere Schiffe... Es hatten die recht behalten, die in den schlimmen Träumen Vorzeichen eines großen Streites gesehen hatten. Auf der Rückfahrt waren alle wieder vereint. Während die Sonne im Westen der Halbinsel Tanjung Bunga im Meer versank, stieg hinter dem zerklüfteten Vulkanberg, dem einst die Gründerahnen unseres Dorfes entstiegen waren, rötlich schimmernd der Vollmond empor. Ein tief empfundenes Gefühl der Gemeinsamkeit erfüllte die Menschen auf dem Schiff ... Obgleich das Spiel abgebrochen worden war, ideell zumindest hatten wir gesiegt.“

Erstveröffentlichung in: FAZ, Samstag, 29. Juli 2006, Nr. 174, S. 8.